



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Malachowski, D. von: Die methodische Kriegführung Friedrich des Großen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die methodische Kriegsführung Friedrichs des Großen.



ir alle haben in der Schule gelernt, daß Friedrich der Große zu den ersten Feldherren aller Zeiten gehöre; das Schild der den Züngling lehrenden Göttin auf der Schloßbrücke zu Berlin zeigt die Namen Alexander, Cäsar, Friedrich. Ist dieses Urteil als ein giltiges Urteil der Weltgeschichte aufzufassen, oder ist es ein wenn auch verzeihlicher Irrtum des preußischen Patriotismus? Die Frage muß in voller Schärfe aufgestellt und entschieden werden, nachdem von einem unsrer jüngern Historiker, dem Herrn Dr. Delbrück, der sich das Studium der Kriegsgeschichte als Spezialität erwählt hat, die Formel aufgestellt worden ist, Friedrich sei der Virtuose der Kriegsführung des achtzehnten Jahrhunderts.

Von einem Genius ersten Ranges, als welcher Friedrich bisher aufgefaßt worden ist, verlangen wir, daß er in seinen Grundanschauungen nicht in den Irrtümern und Vorurteilen seiner Zeit befangen sei, daß er vielmehr das Wesen seiner Kunst im tiefsten Grunde erfassend über seiner Zeit stehe und daher ein Lehrer und Beispiel für alle Zeiten sei.

Herr Dr. Delbrück wird sich vielleicht dagegen sträuben, daß ich ihm die Absicht zuschreibe, den Ruhm des großen Friedrich zu schmälern, aber ich kann nichts daran ändern, seine Formel ist der entschiedenste Beweis gegen ihn. Ein Virtuose in der Manier seiner Zeit und ein Künstler ersten Ranges sind eben etwas durchaus verschiedenes, das muß jeder, der unsre Sprache und die Bedeutung der Wörter versteht, ohne weiteres zugeben. Auch ist es wohl noch niemand eingefallen, Shakespeare den Virtuosen seiner Zeit zu nennen, weil ihm die Szenerie des heutigen Theaters unbekannt war und er sich mit sehr viel dürftigeren Mitteln behelfen mußte.

Herr Dr. Delbrück hat, wie natürlich, auch Widerspruch bei allen Fachmännern gefunden, welche sich mit der fridericianischen Kriegsführung eingehender beschäftigt haben, er beharrt indessen bei seiner Meinung und erklärt im vierten Hefte der „Historischen Zeitschrift“ von 1884, daß gerade Fachmänner ihres Verständnisses der modernen Kriegsführung halber ein Verständnis der Kriegsführung des vorigen Jahrhunderts nicht haben könnten. Ich will zunächst die Kompetenzfrage unerörtert lassen; es kommt ja auch weniger darauf an, ob X oder Y Recht behält, als darauf, daß das Rechte und Vernünftige zur Anerkennung gelangt.

Um zu entscheiden, ob Friedrich der Virtuose seines Jahrhunderts oder einer der großen Feldherren der Weltgeschichte gewesen, ist es notwendig, die

Frage zu beantworten, worin der Kernpunkt, die Seele der Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem Namen der methodischen Kriegführung bezeichnet zu werden pflegt, zu suchen ist, und in welchen Punkten sie sich von den für alle Zeiten giltigen, weil in dem Wesen des Krieges selber beruhenden Grundsätzen entfernt hatte. Teilt Friedrich in diesen Punkten die Anschauungen seiner Zeit, so müssen wir ihn, so schwer uns das auch ankommen mag, aus der Reihe der großen Feldherren streichen, er gehört dann vielleicht an die Spitze, aber jedenfalls in die Klasse der Prinz Heinrich, Turenne und anderer Künstler der methodischen Strategie. Es ist nun von vornherein klar, daß der Gebrauch eines jeden Instruments, also auch der des Kriegsinstruments — der Armee — in gewisser Weise von seiner Natur abhängig ist. So ist natürlich die Kriegführung des vorigen Jahrhunderts auch davon abhängig und nur dadurch völlig verständlich, daß man die Art und Weise der Aufbringung der Heere jener Zeit und ihr Verhältnis zum Staate berücksichtigt. Wenn aber auch das Werbesystem, die Magazinverpflegung und die mangelnde Entwicklung gewisser Kulturmomente die thatsächlichen Bedingungen sind, aus denen jene Kriegführung entstand, so können sie doch nicht als das innerste Wesen derselben angesehen werden; an sich können sie noch keinen Widerspruch der Kriegführung in sich selber herbeiführen. Herr Dr. Delbrück hat das richtig erkannt, daß es nicht die materiellen Faktoren sind — man könnte sie in betreff der Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Worte als Blutarmut bezeichnen —, welche den Unterschied der beiden Systeme der Kriegführung, der methodischen und der heutigen, begründen, sondern daß dieser Unterschied in den Grundanschauungen über den Gebrauch des Kriegsinstruments zur Erreichung des Ziels des Krieges zu suchen ist. Nach seiner Erklärung sucht die neuere Strategie seit Napoleon die Entscheidung ausschließlich in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte in der Schlacht, während die ältere auch dem durch Manöver gewonnenen Besitz von Land und Stellungen einen eignen Wert zuschrieb. Das ist richtig, aber es geht der Sache noch nicht auf den Grund, denn man fragt sofort, wie die Strategie eigentlich zu dieser irrtümlichen Auffassung kam. Und da stoßen wir denn auf das Grundprinzip dieser Kriegführung, welche kein anderes ist, als die Abneigung gegen das Blutvergießen überhaupt, weil es das so kostbare und schwer zu ersetzende Kriegsinstrument erheblich beschädigen könnte. Und hiermit kommt die Kriegführung in Widerspruch mit der Natur des Krieges: aus übertriebener Schonung des Kriegsinstruments verfehlt sie den Zweck des Krieges, der niemals ein anderer ist, als auf dem kürzesten Wege zum Frieden, d. h. zum Frieden unter den von uns gewollten Bedingungen, zu gelangen. Weil man keinen großen Einsatz machen will, darum beschränkt man sich in seinen Zielen, man strebt nicht dasjenige Ziel an, welches die größte Wirksamkeit haben würde, sondern dasjenige, welches gerade am billigsten zu erlangen ist. So sucht diese Kriegskunst, einen gelegentlich erhaschten Pfennig

zum andern legend, allmählich zu einer Summe zu gelangen, welche der Gegner in diesem Pfennigspiel wiederzugewinnen schließlich keine Aussicht mehr hat. Die logische Devise dieser Strategie ist: strategische Offensive, taktische Defensive.

Aus dieser Abneigung gegen die taktische Offensive, die man als sichere Thatsache auch beim Gegner voraussetzt, entspringt dann das wunderfame und künstliche Manövriren, entspringen alle die „Saloufien,“ „Anbragen,“ „Diverfionen“ und wie die strategischen Vogelscheuchen alle heißen; es entspringt daraus das System, welches — nach des berühmtesten lebenden Strategen Wort — mehr das Terrain als den Feind berücksichtigend, alle Verbindungen decken will und daher alle Punkte besetzen muß.

Das ist die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts. Und das soll auch die Weise König Friedrichs gewesen sein? Nun und nimmermehr!

Ein einmaliges Durchlesen seiner „Instruktion an Meine Generals“ genügt, um auf das klarste zu zeigen, daß die Kriegführung nach seiner Auffassung sich nicht nur dem Grade nach von der eben geschilderten unterschied, sondern daß sie dieser völlig entgegengesetzt war. Alle militärischen Schriften des Königs sind von dem Geiste der den Gegner vernichtenden Offensive erfüllt. Aber sie sollen hier als unbekannt oder ungeschrieben vorausgesetzt werden, nur die Ereignisse sollen reden.

Da sehen wir denn im Jahre 1757, also zu Beginn der großen Züge des siebenjährigen Krieges, Friedrich mit einer Feldarmee von etwa 150 000 Mann und etwa 50 000 Mann Hilfsstruppen einer Gesamtheit von über 400 000 Feinden gegenüber, welche von allen Himmelsgegenden auf ihn eindringen. Daß unter diesen Umständen nicht von einem Stoß ins Herz der österreichischen Monarchie die Rede sein konnte, ist ohne weiteres klar. Es galt also, das Ziel zu beschränken, die Größe des Kriegstheaters, d. h. des zu behauptenden Raumes, den gegebenen Mitteln anzupassen und daselbe dadurch zu behaupten, daß Friedrich über jeden Gegner, der darin einzudringen versucht, herfällt, ihn so rasch als möglich mit einem vernichtenden Schlage auf längere Zeit unschädlich zu machen sucht und so das Zusammenwirken der getrennten Gegner verhindert. Widerspricht nun diese Beschränkung des Zieles irgendeinem Grundsatz, der nicht die Prüfung jeder gesunden Theorie, sei es der alten oder der neuen Welt, aushielte? Ist das Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts? Gewiß nicht, aber es ist, um einen Kunstausdruck zu gebrauchen, „strategische Defensive auf den innern Linien,“ und zwar echte strategische Defensive von bester Qualität. Merkwürdigerweise hat Herr Dr. Delbrück, selbst nachdem er auf diesen Unterschied hingewiesen worden ist, denselben sich nicht zu eigen zu machen gewußt.

Keineswegs ist es eine kleine Gruppe von Fachmännern, welche erst in neuester Zeit entdeckt hat, daß Friedrich sich in seiner Kriegführung weit über sein Jahrhundert erhebt. In einer aus dem Jahre 1869 herrührenden Arbeit eines höhern Offiziers findet sich ausgeführt, daß Friedrich im siebenjährigen

Kriege in dem Verhältnis zu seinen Feinden stets die Haupttendenz gehabt habe, die Herrschaft in Sachsen und Schlesien festzuhalten, daß er ferner der beiderseitigen Machtverhältnisse halber niemals habe darauf rechnen können, dauernd seine Machtsphäre erheblich weiter auszudehnen. „Unter diesem Gesichtspunkt, heißt es dann wörtlich, ist denn — schon damals — die offensive Besiegung der feindlichen, namentlich österreichischen Macht im Felde die Hauptsache.“ Die Worte „schon damals“ sind von der Hand des Generals von Moltke mit Blei am Rande hinzugefügt.

Das Nichtverstehen dieser Kriegsführung würde leicht erklärlich sein, wenn wir seit den Zeiten der modernen Strategie keine derartige Defensiv auf den innern Linien in großem Maßstabe gehabt hätten, aber nicht weniger als drei große Beispiele liefert uns die neuere Kriegsgeschichte, von denen wir Stoff zu vergleichenden Betrachtungen die Fülle haben. Es ist der Herbstfeldzug von 1813, der Feldzug von 1814, beide von dem Begründer der neueren Kriegskunst selber geführt, und die Winterkampagne von 1870—71. Auch hier liegt der Zwang zur Abwehr im großen und ganzen in der numerischen Schwäche des von mehreren Seiten bedrohten Verteidigers, also des Kaisers Napoleon in den ersten beiden Fällen, der deutschen Heere im dritten. Und ist nun diese Abwehr nach andern Grundsätzen geführt worden als die im siebenjährigen Kriege durch König Friedrich? In allen drei Fällen sehen wir den Verteidiger sich ein Kriegstheater — einen Verteidigungsraum — von einer seinen Kräften entsprechenden Größe einrichten und nun gegen die getrennten Gruppen der Gegner, sobald sie sich seiner „Machtsphäre“ nähern, einzelne kurze Stöße führen. Ist das etwas wesentlich neues, oder konnten sie, im Vollbesitz der Weisheit der neuen Strategie, das nicht von König Friedrich gelernt haben?

Völlig klar und deutlich treten die Grundbegriffe der strategischen Defensiv auf den inneren Linien, wie sie im 19. ebenso wie auch im 18. und allen vergangenen oder künftigen Jahrhunderten giltig sind und sein werden, in den Direktiven des großen Hauptquartiers vom 17. Dezember 1870 hervor. „Die allgemeinen Verhältnisse, heißt es in der Anlage 108 zum Generalstabswerk, machen es notwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfolgtem Siege nur soweit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wiederansammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht bis in seine letzten Stützpunkte wie Lille, Havre und Bourges folgen, nicht entfernte Provinzen wie Normandie, Bretagne oder Vendée dauernd besetzt halten wollen, sondern müssen uns entschließen, selbst gewonnene Punkte wie Dieppe und eventuell auch Tours wieder zu räumen, um unsre Hauptkräfte an wenigen Punkten zu konzentrieren. . . . An ihnen warten wir ab, bis die feindlichen Bewaffnungen sich wieder in formirten Armeen verkörpern, um diesen dann durch eine kurze Offensive entgegenzu-  
gehen.“

Also, da die Offensive nur kurz sein darf, muß gewartet werden, bis die feindlichen Armeen sich wieder unsrer „Machtsphäre“ genähert haben. Kann man diese Grundsätze nicht ins Friedericianische überetzt direkt als leitende Gedanken des siebenjährigen Krieges ausgeben? Es ist genau dasselbe. Entweder sind alle die vier genannten Fälle „methodische Kriegführung“ oder sie sind alle vier „strategische Defensive auf den inneren Linien.“ Zieht Herr Dr. Delbrück erstere Bezeichnung vor, so ist dagegen nichts einzuwenden; „moderne Strategie“ ist dann aber überhaupt nur mit überlegenen oder wenigstens nicht schwächeren Mitteln zu treiben, sie ist dann nur die Kunst des auf jeden roten Gegenstand losgehenden Stieres.

1813 und 1814 ist der Verteidiger an seiner Aufgabe gescheitert, die Krisen beider Feldzüge haben, im ganzen betrachtet, höchst auffallende Analogien im siebenjährigen Kriege. Was ist Leipzig anders als Bunzelwitz? Der Verteidiger bekennt die Unmöglichkeit, die getrennten Gruppen der Gegner noch ferner auseinanderzuhalten, der Vorteil der inneren Linien ist, indem sich der Raum immer mehr verengt hat, schließlich zum Nachteil der Umfassung auf dem Schlachtfelde umgeschlagen. Angreifen kann er nicht, wenn er nicht zerschellen will; weiter zurückgehen will er nicht, so stellt er sich zur Entscheidung, ein verwundeter Löwe. Und steht im Feldzuge von 1814 die Schlacht von Laon nicht genau an der Stelle wie Kunersdorf im siebenjährigen Kriege? Der Verteidiger ist bei einem seiner kurzen Offensivstöße zerschellt, und der Krieg ist aus und zu Ende, wenn der Angreifer vorrückt.

Oder soll man etwa meinen, die Gefahr für den König wäre damals gar nicht so schlimm gewesen, die Gegner hätten Preußen mit ihren Mitteln gar nicht niederzuwerfen vermocht? Dann freilich hätte der König seine Gegner überschätzt und sich recht unnütze Sorgen um die Existenz des Staates gemacht; eigentlich war das doch aber sonst seine Sache nicht. Ich meine, die Existenz Preußens hing damals an einem Haar; die räumliche Entfernung von Berlin war einer Armeeführung von nur mäßiger Entschlossenheit gegenüber gar kein Schutz mehr, nachdem die einzelnen Gruppen der siegreichen Angriffsheere sich bis Frankfurt a. D., Triebel, Wittenberg und Torgau genähert hatten. Bei dem Fehlen jeder Reserve, bei dem Mangel einer nationalen Wehrverfassung überhaupt lag die Macht des Staates, zumal des kleinen Preußens, so ausschließlich in der Operationsarmee, daß bei gelegentlicher Abwesenheit derselben feindliche Korps in Berlin einrücken konnten. Der Staat Preußen war damals, wie schon Clausewitz treffend bemerkt hat, im Lager des Königs.

Ich glaube hiermit den Differenzpunkt genügend hervorgehoben zu haben. Wenn Herr Dr. Delbrück den König als den Virtuosen seines Jahrhunderts auffaßt, so fordere ich ihn auf, uns nicht vorzuenthalten, auf welche Weise der Kaiser Napoleon oder der Feldmarschall Moltke mit den gleichen Mitteln in bezug auf das Kräfteverhältnis zum Feinde an der Stelle des Königs den

siebenjährigen Krieg besser aufgefaßt und also ein rascheres und für Preußen glücklicheres Ende herbeigeführt haben würden. Ich und mit mir alle Fachmänner, die ihr Votum in der Sache bereits abgegeben haben, sind eben darum, weil sie in all ihrer modernen strategischen Weisheit nichts besseres wissen, der Ansicht, daß der König nicht nur der Virtuose des achtzehnten Jahrhunderts war, sondern daß er ein großer Feldherr für alle Zeiten gewesen.

Aber da Herr Dr. Delbrück Clausewitz, wenn auch ganz allgemein, als seine militärische Egeria ins Feld führt, so will auch ich den berühmten Militärphilosophen nachschlagen; das wichtigste dabei ist, daß man die richtige Stelle nachschlägt. Im zweiten Bande (S. 147), wo von der strategischen Defensiv die Rede ist, heißt es: „Aber da die Verteidigung an den Begriff des Abwartens gebunden ist, so kann jener Zweck, den Feind zu besiegen, nur bedingungsweise vorhanden sein, nämlich nur, wenn der Angriff erfolgt, und es versteht sich also, daß die Verteidigung, wenn dies nicht geschieht, sich mit Erhaltung des Besitzes begnügt; dies ist also ihr Zweck im Zustande des Abwartens, d. h. ihr nächster, und indem sie sich mit diesem bescheidenern Ziel begnügt, kann sie zu der stärkern Kriegsform gelangen.“ Ist es ein Zufall, daß in den nächsten Zeilen fünf Schlachten Friedrichs doch wohl als die besten Beispiele strategischer Defensiv erwähnt werden? Friedrich hat, und das darf bei der Würdigung seines Feldherrntums niemals übersehen werden, nur ein einzigesmal Aussicht gehabt, zur allgemeinen unbedingten Offensive überzugehen, und das war in der ersten Hälfte des Juni 1757, kurz vor der ersten Katastrophe. Die strategische Defensiv auf den innern Linien hat also immer und überall nur die Gewinnung und demnächst Erhaltung eines ihren Kräften entsprechenden Verteidigungsraumes, in dessen Besitz sie ihre Gegner auseinanderhalten, bei getrenntem Vorrücken einzeln schlagen, aber nicht weit verfolgen kann, zum Ziel. Es tritt bei ihr demnach das räumliche Element naturgemäß in den Vordergrund, das ist ihr gemeinsam mit der methodischen Kriegführung, und darum hat Herr Dr. Delbrück beide nicht auseinanderzuhalten vermocht. Aber die Grundlage ist bei beiden eine sehr verschiedene. Die strategische Defensiv ist eine Zwangslage, in der man sich in den Zielen einschränken muß, weil die Mittel wirklich nicht weiter reichen und an größeren Zielen zerschellen würden; die methodische Kriegführung könnte mit Erweiterung ihres Zieles der Sache rasch ein Ende machen, aber sie will den größern Einsatz, der mit dem Angriff der feindlichen Hauptmacht verknüpft ist, nicht daran wagen. In gleicher Weise wie die strategische Defensiv aus der Blutarmut entsprungen, ist sie keineswegs notwendig mit ihr verknüpft, wie diese; wir finden sie in dem Gewande einer Doktrin als selbständige Macht die Geister verwirrend noch bis in die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts hinein. In ihrem Bann befangen, kommen die Gegner Friedrichs selbst in dessen schlimmsten Krisen nicht dazu, ihm den Gnadenstoß zu geben, sodaß er sich immer von neuem, wenn auch jedesmal schwächer, auf-

raffen kann; in ihrem Bann verfaumen die österreichischer Feldherren einmal über das andre dem ersten Koalitionskriege ein Ende zu machen. Im zweiten Koalitionskriege gab Melas 1800 in Italien ausdrücklich die Parole aus: strategische Offensive, taktische Defensiv, wiewohl er Massena in einem Stärkeverhältnis von 3:1 gegenüberstand, er kam infolge dessen nicht zu Ende und wurde von Bonaparte bei Marengo ein flagrant délit ertappt. Der Trachenberger Operationsplan und die Rolle, welche 1814 das Plateau von Langres spielt, sind methodische Kriegführung; ihre Jünger und Anhänger sind die Mack, die Weyrother und Langenau, die Massenbach und Phull. Selbst 1859 finden sich in der Kriegführung beider Gegner noch starke Nachwirkungen und Anklänge jener dem gewaltfamen Wesen des Krieges widersprechenden Lehre.

Aber König Friedrich hat nicht in ihrem Banne gestanden, er unter seinen Zeitgenossen der einzige. Weil er sein Jahrhundert soweit überragt, darum bleibt er unverstanden von ihm und ohne Einfluß auf die Entwicklung der Kriegskunst, bis die gründliche Änderung der Mittel des Krieges es denn auch andern Geistern erleichtert, die Fesseln der Gewohnheit abzustreifen. Das Wort des Prinzen Heinrich: „Mein Bruder wollte immer batailliren, das war seine Kunst,“ spricht doch wohl deutlich genug, daß ihn die gelehrten Feldherren seiner Zeit nicht für einen der Ihren hielten, sondern für einen gewaltthätigen Naturalisten, dessen originelle Sprünge so garnicht schulmäßig waren und Staat und Heer in die größten Gefahren stürzten — gerade wie eine gewisse Schule einen Staatsmann unsrer Tage zu beurteilen liebt.

Erst nach allgemeiner Erkenntnis der Grundsätze der neuen Strategie, d. h. nach Zurückführung der Kriegskunst auf das wahre Wesen des Krieges, von dem sie sich gewaltig entfernt hatte, können wir das Heldenbild Friedrichs in seiner vollen Größe erkennen. In glücklichster Weise wirkt dabei mit, daß die neuere Quellenforschung den Staub des Mißwillens und Mißverstehens, der sich infolge der Prinz Heinrichschen Geschichtschreibung auf dem Bilde abgelagert hatte, zu entfernen begonnen hat. König Friedrich hat nicht in dem Banne der falschen Doktrin der Kriegführung gestanden, er unter seinen Zeitgenossen als einziger hatte das Vernichtungsprinzip als das allein entscheidende im Kriege erkannt und strebte es an, wo ihm dies irgendwie nach dem Verhältnis seiner Mittel möglich war. 1757 wollte er das Heer des Prinzen Karl in Prag durch Kapitulation vernichten, darum ließ er Prag zernirt und suchte mit schwächern Kräften Daun fernzuhalten. Dadurch, daß er diesem die entscheidende Schlacht lieferte, so gut die österreichische Stellung auch war, so wenig Truppen er auch hatte, scheiterte er. Das zu hoch gesteckte Ziel in Bezug auf die Vernichtung des Feindes war es also gerade, welches das Unheil herbeiführte. Kaiser Napoleon, mit seiner Anerkennung Friedrichs sparsam, sagt hierüber: „Der Plan des Königs, eine Stadt wie Prag einzuschließen, obgleich sich darin eine Armee von 40 000 Mann befand, welche allerdings eben eine Schlacht verloren hatte,

ist eine der ungeheuersten und kühnsten Ideen, welche in der neuen Zeit jemals gefaßt worden sind.“

Weil der König seinen Gegner nicht nur schlagen, sondern vernichten wollte, verfolgte er ihn am Abend von Leuthen noch bis Lissa, aus demselben Grunde erlitt er bei Kunersdorf die zweite Katastrophe. Und doch soll er das Vernichtungsprinzip als oberstes Gesetz nicht gekannt, sondern dem Gewinn von Land und Stellungen einen eignen Wert zugemessen haben? Nach Meinung der Fachmänner ist in Friedrichs Kriegführung durchweg der große Feldherr zu erkennen, aber auch Herr Dr. Delbrück wird zugeben müssen, daß, wenn der König sich auch nur einmal völlig von den Fesseln der sein Jahrhundert beherrschenden Doktrin befreit hätte, er damit schon über seiner Zeit stünde, denn wenn jemand nur die Anschauungen seiner Zeit benutzt, solange sie ihm vorteilhaft sind, sie aber unter andern Umständen ablegt wie ein Kleid, so ist er nicht in ihnen befangen, sondern steht über ihnen. Als dieses eine eklatanteste und widerspruchslose Beispiel ist Leuthen anzusehen; Leuthen, von dem Clausewitz (X, 52) urteilt: „Die Schlacht von Leuthen ist strategisch ganz im Charakter der heutigen Zeit,“ von dem der Kaiser Napoleon sagt: „Die Schlacht ist ein Meisterstück der Bewegungen und Manöver, sowie von Entschlossenheit; sie allein würde genügen, um Friedrich unsterblich zu machen und ihm einen Rang unter den größten Feldherren anzuweisen.“

Aber nach der Meinung einer Zahl von Kritikern sucht Friedrich nicht oft genug die Schlacht. Das ist freilich etwas ganz andres, und darüber wird sich in jedem einzelnen Falle reden lassen, solches Verkennen der Gunst der Umstände oder Versäumen derselben läßt sich auch dem Kaiser Napoleon nachweisen, dadurch kann noch kein wesentlicher Unterschied in der Kriegführung der beiden Feldherren begründet werden. Daß Friedrich in seinen Verhältnissen allen Grund hatte, mit der Schlacht sparsam zu sein, hat schon Th. von Bernhardi nachgewiesen; trotzdem griff der König jedesmal unbedenklich zu dem Mittel, die Hauptmacht des Feindes anzugreifen, wenn eines der feindlichen Heere ernstlich Miene machte, in sein Kriegstheater einzudringen und dadurch seine Aktion auf den innern Linien zu beschränken. In neuester Zeit ist das Wiener Archiv unsrer kriegsgeschichtlichen Forschung geöffnet worden, es werden sich erst dadurch die ganzen Schwierigkeiten erkennen lassen, welche Daun, „der Meister in der Steh- und Stellungskunst,“ der Offensive Friedrichs oft zu bereiten wußte.

Was die Sache betrifft, so bin ich am Ende; nur noch eine persönliche Bemerkung habe ich hinzuzufügen. In bezug auf die Beurteilung der Kriegführung Friedrichs bestreitet Herr Dr. Delbrück, daß die heutigen Militärsachverständige Fachmänner seien. Der wahre Fachmann für die Vergangenheit sei der Historiker und zwar auf allen Gebieten, und es sei nirgends leichter, sich sachmännisches Verständnis anzueignen, als im Kriegswesen, weil die an sich einfachen Grundsätze desselben von Clausewitz in so überaus klarer Weise dar-

gestellt worden seien. Als Beweis, daß der Historiker und nicht der Militär zum Urteilen befugt sei, giebt Herr Dr. Delbrück zwei Vergleiche; einmal fragt er, wer entscheiden solle, der Historiker oder der Kunstreiter, ob die Griechen mit Steigbügeln ritten, sodann ob man sich der Auslegung antiker Vasenbilder halber an einen Historiker oder an einen Maler wenden würde — ein Töpfer würde sich vielleicht noch besser als Gegenstück ausgenommen haben. Es ist nun aber klar, daß beide Vergleiche nur Äußerlichkeiten betreffen, während bei der Strategie Friedrichs ihr inneres Wesen im Verhältnis zur jetzigen Strategie in Frage steht. Ich will über den Beigeschmack, den Zirkusvergleiche stets haben, hinweggehen und nur die Vergleichspunkte berichtigen, denn auf diese kommt es doch wesentlich bei allen Vergleichen an. Wenn also der Historiker durch sachverständige Beweisaufnahme das gesamte Sattel- und Zaumzeug der Griechen festgestellt hat oder zu haben glaubt, und es ist nun zu entscheiden, ob die Griechen in derselben Art ritten, wie wir heute reiten, so wird sicher niemand darüber Auskunft geben können, der nicht reiten und Pferde dressiren kann, der also die Art der Einwirkung der verschiedenen Mittel auf das Pferd gründlich versteht. In dieser Frage würde mir ein tüchtiger Stallmeister, meinethalben auch ein Kunstreiter, mehr Vertrauen einflößen als ein noch so glänzender Historiker, der mit einer Reittheorie in der Hand niemanden dreinzureden für befugt hält. Ebenso verhält es sich bei dem zweiten Vergleich. Es ist keineswegs zu entscheiden, welches das dargestellte Objekt ist, darüber wollen wir gern den Historiker hören, sondern die, ob dieses Gemälde so gemalt ist, wie man heutzutage auch noch malt. Dazu muß man die heutige Malerei gründlich verstehen, und es ist sicher nicht unverständlich, wenn der Historiker darüber mit dem Maler Rücksprache nimmt.

Nun soll der Militär die fridericianische Strategie nicht beurteilen können, weil wir dieser Zeit noch zu nahe stehen, dann heißt es aber, unsre ältern Militärs hätten sie richtiger aufgefaßt, wenn auch nicht immer alles richtig beurteilt. (Wer beurteilt denn „immer alles“ richtig?) Es ist nicht ganz klar, warum wir jetzt gerade eine so verhängnisvolle Sehweite passiren, nur das ist völlig klar, daß Herr Dr. Delbrück den Fachmännern zuruft, wenn auch in rücksichtsvoller und höflicher Form: *Ne sutor ultra crepidam*. Ich darf wohl an die Entstehungsgeschichte des Sprichworts erinnern. Ein berühmter Maler des Altertums verbesserte bekanntlich den Stiefel einer Hauptfigur seines Bildes, weil ein sachverständiger Schuster richtig bemerkt hatte, daß der Stiefel fehlerhaft dargestellt war, und weil es dem Maler nicht darauf ankam, Recht zu behalten, sondern darauf, alles richtig darzustellen. Als der Schuster das merkte, begann er dann später auch die andre Malerei zu kritisiren. Wenn also lediglich die Frage zu entscheiden ist: Ist diese Strategie moderne Arbeit oder arbeitet man jetzt anders? so sind doch wohl die Fachmänner die sachverständigen Schuster, und der Herr Dr. Delbrück kann seinen Stiefel ebenfalls ruhig ummalen. Ich

bin der Ansicht, Herr Dr. Delbrück unterschätzt zweierlei: einmal die Bestrebungen des Fachmannes, die Kriegführung Friedrichs aus ihren historischen Bedingungen zu verstehen, sodann aber in noch erheblich höherem Maße die Schwierigkeit der Beurteilung strategischer Verhältnisse überhaupt, d. h. natürlich gründlicher und zutreffender Beurteilung, von der andern Art haben wir mehr denn zuviel. Keine Theorie, selbst nicht die treffliche Clausewitzsche, erschöpft die unendliche Mannichfaltigkeit der wirklichen Erscheinungen völlig, aber selbst wenn eine Theorie das könnte, so würde es bei ihrer Anwendung auf die Beurteilung des einzelnen Falles doch in erster Linie darauf ankommen, denselben unter die richtige Kategorie zu subsumiren, die Diagnose zu stellen. Das ist bekanntlich außerordentlich schwer; viele und tüchtige praktische Übung thut dabei das beste.

Übrigens will ich nicht entfernt behaupten, ein Historiker oder irgendein anderer Sterblicher könne sich kein strategisches Verständnis aneignen, es sei denn, er sei Fachmann. Gewiß kann er das, aber wie man in allen Zweigen menschlichen Wissens die Schwierigkeiten erst bei tieferem Eindringen in den Stoff entdeckt, so wird auch das wachsende strategische Verständnis von der Einsicht begleitet sein, daß die Sache doch nicht so leicht sei, wie es dem oberflächlichen Blick erscheint.

Arnstadt, im Juli 1884.

D. von Malachowski.



## Eine Übersetzung von Goethes Faust.

Von A. Classen.



Wenn heutzutage jemand nach dem Werte und der Bedeutung des zweiten Teiles von Goethes „Faust“ fragt, so kann er die verschiedensten Antworten bekommen. Der eine antwortet: Es ist ein sehr schönes und sehr eigentümliches Werk, ebenso vollendet in der dramatischen Form und Sprache wie tief an philosophischem Inhalt; freilich hatte Goethe im Alter die Neigung, sich rätselhaft und geheimnisvoll auszudrücken, und so hat er den tiefen Sinn seiner Gedanken im „Faust“ in soviel Rätsel eingehüllt, daß wir noch nicht imstande sind, alles zu erklären; erst in Zukunft wird man völlig begreifen, wie großartig und schön der Zusammenhang des Ganzen ist. Ein anderer sagt vielleicht: Was soll ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt, das man nur mit einem Kommentar genießen kann? Es ist offenbar das mühsam zusammengestellte Werk eines altersschwachen